

„Wartende Bauten“ zeigt uns diese Ausstellung. Fría Hagen, die Fotografin, kam durch Zufall zu diesem Thema. Obwohl sie Architekturfotografin ist, sind es meistens Gebäude in Nutzung, die sie vor der Linse hat. Denn im Grunde existieren für uns alle nur Gebäude, die genutzt werden. Und wir definieren sie über drei Aspekte: über ihr Aussehen, ihren Standort und ihre Funktion.

Über das Aussehen und die Frage, ob das Gebäude mit seinem Äußeren in die Umgebung passt, lässt sich trefflich streiten. Zumal die Frage des Geschmacks meistens auch eine des Zeitgeistes ist.

Der zweite Aspekt, der Standort eines Gebäudes, ist normalerweise das erste, das feststeht und hat wohl hauptsächlich ökonomische Gründe, weil der Baugrund günstig oder die Lage vielversprechend ist.

Der dritte Punkt, die Funktion, ist klar: ein Gebäude wird für etwas genutzt – als Wohnhaus, Museum, Galerie, als Schule, Lagerraum, Arbeitsplatz oder für eine Mischnutzung. Wir halten es für ganz selbstverständlich, wenn ein Gebäude irgendwo steht, dass wir hineingehen können, dass uns das Dach nicht auf den Kopf fällt, und dass wir im Innern das vorfinden, das uns das Äußere versprochen hat.

Was aber, wenn dieser eine Aspekt, die Funktion, auf einmal wegfällt? Was, wenn das Gebäude nicht mehr Wohnhaus, Galerie, Schule oder Arbeitsplatz ist, wenn seine Nutzung vorübergehend reduziert oder dauerhaft eingestellt ist ... und es nur noch Gebäude ist?

Das ist etwas, mit dem wir, glaube ich, gar nicht umgehen können. Unsere Gesellschaft ist darauf aus, alles zu erklären und mit Funktion zu belegen. Es gibt nichts, rein gar nichts, das keine Funktion hätte. Nichts wird mehr einfach nur als das gesehen, was es ist, nämlich es selbst. Alles wird nur noch über seine Funktion definiert.

Und wenn die ausfällt, selbst wenn nur ein einziges Teilstück der Funktion ausfällt, verlieren die Dinge in unserer Gesellschaft rapide an Wert, werden zur Seite geräumt, entfernt oder missachtet.

Und das ist das, was Fría Hagen uns mit ihren Fotos ins Gedächtnis zurückruft. Die Erinnerung an den Wert – den Wert dieser Gebäude. Die Erinnerung an die Zeit, in der dieses bestimmte Gebäude von zahllosen Menschen erdacht, geplant, gebaut und mit Vorfreude und Stolz eröffnet wurde. Die Zeit, in der dieses Gebäude noch ganz neu nach Hoffnung und Zukunft roch. Alles befand sich auf dem modernsten Stand. Überall glänzte es. Man betrachtete es sich von außen, ging dann hinein und sagte: Oh, ist das schön hier! Doch seinen Wert hatte dieses Gebäude nicht nur aufgrund seines Standorts, seines schönen, zeitgemäßen Äußeren, sondern auch durch seine Funktion als Ort der Arbeit, der Bildung, des Handels. Wenn man sich heute einen Moment Zeit nimmt, kann man das Leben in diesen Gebäuden und damit seinen Wert wieder heraufbeschwören.

In einigen hörte man durch dicke Holztüren gedämpftes Gemurmel, Stöckelschuhe klackerten über Steinböden und der Teppichboden schmatzte leise, wenn frisch geputzte Halbschuhe zehn Minuten zu spät am Büro des Chefs vorüber huschten.

Geschäftsabschlüsse wurden anfangs per Handschlag besiegelt, Jahrzehnte später mit Verträgen von epischen Ausmaßen.

Es duftete morgens nach Duschgel, nach Neubeginn, und später am Tag nach Leberwurstbrot und Kaffee.

Bildschirme und Beamer hielten Einzug, und das emsige Klappern der Schreibmaschinen verstummte.

Telefone klingelten immer hektischer, und trotz der Erleichterung durch die Computer wurde die Arbeit einfach nicht weniger.

In anderen Gebäuden brummt und rattert schwere Geräte, verladen große, kantige Dinge und schicken sie auf die Reise durch das industrielle Wunderland.

Rufe hallen durch das Gebäude, Stahl klang auf Eisen.

Handwerker hatten Schwielen an den Händen, Arbeiter einen Bizeps aus Beton.

Und im eiligen Genuss gestohlener Minuten in den Rauchpausen hinter der Halle wappneten sie sich für die nächsten 2.000 Tonnen, die verladen werden mussten, um das Getriebe der Exportnation Nr. 1 in Gang zu halten.

Wieder anderswo hörte man Kinderstimmen. Morgens weckten sie das Gebäude aus dem Tiefschlaf, und ließen es ein paar Stunden später in gespenstischer Stille ermattet zurück.

Tränen kullerten hier, Fäuste flogen, und ganz selten huschte leise das Wort „Entschuldigung“ durch die Flure.

Generationen von Kaugummis klebten hier unter Tischplatten.

Es roch nach Kreide, modrigen Schwämmen und Schweiß.

Gelangweilte Blicke flogen aus den Fenstern und suchten im grauen Himmel umsonst nach Abwechslung.

Andere Gebäude erzählen von einer Zeit voller Hoffnung. Vom Aufbruch, von neuen Wegen, die so noch nie beschritten wurden. Sie setzten ganz bewusste Zeichen.

Bei ihnen war das Aussehen Teil ihrer Funktion, ein architektonisches Ausrufezeichen als Landmarke. Sie riefen: Schaut mich an! Ich bin neu, innovativ und besser als alles zuvor! Ich weise euch die Richtung in ein strahlendes Morgen!

Nur, heute ist dieses Morgen.

Der parfümierte Duft des Aufbruchs, ob der 60er Jahre oder des Millenniumsjahrs 2000 – er ist längst dem staubigen Muff des Untergangs gewichen.

Auf einmal ist das, was einst so stolz von einer glänzenden Zukunft kündete, überholt, veraltet, hässlich, unpraktisch und entspricht keinem gängigen Ideal mehr.

Es steht verlassen, verbraucht, seiner Funktion und seines Wertes beraubt herum und wartet. Wartet auf die Zuweisung einer neuen Funktion, eines neuen Wertes ... oder auf das Ende.

Doch wenn wir dieses wartende Gebäude überhaupt einmal wahrnehmen, dann stehen wir meist mit Abscheu davor und denken: Was für ein Schandfleck! Heruntergekommen! Wertlos! Warum tut nicht mal einer was dagegen?

Lange schon sind wir blind geworden für die Juwelen einer vergangenen Zeit, deren Details vor Jahren oder Jahrzehnten unser Entzücken weckten und die trotz aller Ablehnung den Bauten heute noch ein wenig Würde lassen:

der weite Blick aus den Fenstern des AOK-Gebäudes am Pferdeturm;

die einst hochpolierten eckigen Türgriffe aus Bronze, der wunderbare Steinboden des Österlen-Baus im eleganten Kontrast zum massiven Empfangstisch aus Holz;

die kantigen Sitzgelegenheiten in der Pausenhalle und die sonnigen Balkons der Förderschule;

die klar strukturierte Helligkeit und das Spiel der Linien und Formen des Güterbahnhofs;

die goldene Kork-Fassade Spaniens auf dem Expo-Gelände.

Wir erinnern uns heute nicht mehr an die arbeitsame Kühle des Neonlichts in der früh einsetzenden Winterdämmerung.

An den ganz eigenen Zauber des einfallenden Lichts der Nachmittagssonne, die den Staub zum Tanzen brachte.

Wir hören kein Geklacker mehr, kein Gemurmel, schrilles Klingeln, keinen Jubel über eine gute Note und kein Rummsen von Güterwaggons und Containern.

Dieses Warten der Bauten auf Zukunft ist eine beklemmend stille Leere, ein Vakuum, scheinbar ohne Sinn und Funktion.

Wir verschließen die Augen vor den Werten der Vergangenheit und ersetzen sie kurzerhand durch einen Zeitgeist, dem in immer kürzer werdenden Abständen am Ende genau das gleiche Schicksal droht. Denn immer schneller dreht sich das Karussell von Werden und Vergehen im Eldorado der 1-Euro-Geschenke. Was nicht mehr gefällt, was nicht mehr gebraucht wird, kann weg.

All das lässt sich bei einem Blick auf die düsteren Fassaden, durch die stumpfgeregneten Fenster, an denen heute nur noch Junkies vorbeischleichen, erahnen.

Die meisten dieser Gebäude dürfen wir nicht mehr betreten. Selbst Frïa Hagen hat es nur mit Mühe und viel Überredungskunst geschafft, um uns etwas Seltenes mitzubringen. Denn in ihren Bildern können wir, wenn wir genau hinschauen und genau hinhören, noch einmal, vielleicht zum letzten Mal, die Geschichten dieser wartenden Bauten erfahren, das Vergangene, die Gegenwart und die Zukunft. Frïa Hagen öffnet uns, ganz sachte, die Augen für das, was einmal großen Wert hatte.